Realschule I. Ordnung

und die

Gymnasialklassen Quarta, Tertia, Secunda u. Unter-Prima

in

Hagen.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.



Inhalt: Homer als Kenner der Natur und treuer Darsteller vom Oberlehrer Dr. H. Schmidt.

1882. Progr. Nr. 327.

Buchdruckerei von Gustav Butz in Hagen.
1882.

Homer als Kenner der Natur und treuer Darsteller.

Herrn Professor Dr. G. F. Rettig in Bern.

Es soll zwar, mein hochverehrter und teurer Freund, nicht so ganz ungewöhnlich sein, dass Philologen Abhandlungen, ja selbst dicke Bücher schreiben, welche mit der Überschrift oder dem Titel nicht das geringste zu thun haben; wenn es nötig wäre, Dir ein Beispiel zu geben, so würde ich an jene Lehrbücher der Metrik erinnern, die über nichts als über Gruppierungen langer und kurzer Silben handeln, denen sie wissenschaftlich klingende Namen geben: doch aber magst Du Dich wundern, auch von mir eine Schrift zu Gesicht zu bekommen, in welcher das Verhältnis nicht viel anders ist. So höre denn meine Entschuldigung. Als ich mich dem Herrn Direktor unserer Doppel-Anstalt gegenüber bereit erklärte, ein Programm zu schreiben, und als Titel den obigen angab: da befand ich mich in dem Glauben, dass etwa 10 oder 12 Quartblätter, auf welchen ich einige hundert Bemerkungen und Zitate über Homer niedergelegt hatte, in meinen Händen wären. Aber diese ungewöhnliche Art des Schreibmaterials — denn zu meinen bis jetzt erschienenen umfangreichen Werken hatte ich in einer Reihe von Jahren den Stoff in gut gebundenen Folianten und Quartanten niedergelegt, und ähnlich habe ich es mit denjenigen Werken gemacht, welche ich noch veröffentlichen könnte, wenn ich Lust hätte, wieder ein Dutzend Jahre täglich bis nachts um 12 oder 1 zu arbeiten —, ich sage: diese unordentliche Art der Aufbewahrung hat den Verlust jener Blätter bei meinem Umzuge von Wismar hierher nach sich gezogen. Ich würde nun, wollte ich vier Wochen lang Homer zu dem Zwecke wieder durchlesen, ganz leicht das Material wieder herstellen können, doch dies gehört eben auch zu meinen Eigentümlichkeiten, dass ich mich nicht überwinden kann, zum Zwecke von Abhandlungen u. dgl. irgend etwas zu lesen: es muss mir bei dem Lesen der Schriftsteller ganz von selbst ein Material erwachsen, indem ich mir aufzeichne, was das Verständnis zu fördern scheint.

Somit gebe ich denn, da ich den an der Zentralstelle bereits angezeigten Titel der Abhandlung nicht mehr ändern kann, hier nur eine Sammlung von Betrachtungen über Homer, ohne gelehrten Schutt hinzuzuhäufen. Denn, was Dir gegeben ist, auch in den kleinsten Abhandlungen, wie in Deinen Universitäts-Programmen, zugleich gelehrt und geistreich zu bleiben: dies würde ich mir, als eine mir fremde Gabe, nicht aneignen können. Ich habe eben für die grösseren Werke ausschliesslich jene Materialien geglaubt verwerten zu müssen, und dagegen auch in jenem Programme „zur Sprachgeschichte“ einen rein volkstümlichen Ton angeschlagen, und nicht gewusst, wie ich damit ein grösseres gelehrtes Material vereinen könnte.

Möge aber dieser kleine flüchtige Versuch doch nicht ganz Deines Beifalles entbehren, der mich für manche schwere Benachteiligung zu trösten pflegt! Ich will nur ein par Gedanken über Homer aussprechen, und dazu fast nur einige Stellen namentlich aus meiner griechischen Synonymik zitieren, welche zeigen sollen, wie dies Buch zum Verständnis des grössten aller Dichter anzuwenden sei.

1.

Das ganze Altertum kannte Homer als den grossen und genialen Dichter, der in zwei fast gleich hoch stehenden Epen nicht nur die heroische Zeit lebendig und treu geschildert hatte, sondern in eben denselben grossen Gedichten die unübertroffenen Muster vollendeter Einheiten gegeben hatte. Ebenso erkannte man ihn als den treuen Schilderer der Natur und den vollendetsten Menschenkenner.

Nun entsteht die Frage, wie es in der Neuzeit möglich war, dass man in jenen Gedichten nichts als lockere Konglomerate ursprünglich für sich bestehender Teile und Teilchen erkannte und den grossen Dichter ganz vergass, ja ihn für ein märchenhaftes Wesen, welches nie lebte, erklärte?

Dass jene von F. A. Wolff ausgegangene Liedertheorie auf lauter Scheingründen sich stützt, ist in neuerer Zeit so glänzend und schlagend bewiesen worden, dass nur diejenigen, welche aus freien Stücken ihre Augen zuschliessen, dies nicht anerkennen können. Denn, um nur an einige der vorzüglichsten Leistungen unserer Zeit zu erinnern: so hat zuerst E. Kammer in seinem schönen Buche „die Einheit der Odyssee“ gezeigt, dass jene künstlichen Zerlegungen der Lachmannschen Schule, wo man die Taschenuhr vor Augen den genialen Dichter auf die Genauigkeit seiner Zeitangaben u. dgl. in dem grossen Märchen von der Heimkehr des Odysseus prüft, auf gänzlicher Verkennung des Wesens einer epischen Dichtung beruhen. Es hat sodann A. Römer jedem Urteilsfähigen die Augen geöffnet über jene barbarische „Peppmüllerei“, nach welcher ein so kostbares Buch wie das vierundzwanzigste der Iliade, in welcher der Dichter uns bis in innerster Seele ergreift, aus lauter kleinen Versflicken und Fetzen künstlich zusammengestückt sein soll. Denn dass jede menschliche Rede und Darstellung aus einzelnen Worten und Redewendungen besteht, wollte man nicht beweisen: sondern man dachte an einen kläglichen Versmacher, der aus lauter anderswoher entlehnten Versstücken den herrlichen Gesang zusammenkleisterte. Und wenn noch irgend ein Beweis vermisst wurde, so hat ihn R. Volkmann in seinem herrlichen Buche „Geschichte und Kritik der Wolffschen Prolegomena“ gegeben. Aber die Waffen des Geistes genügten durchaus nicht, die Ehre des Dichters wieder herzustellen, da eine redegewandte Sophistik überall mit Scheingründen abzuwehren wusste, und leider so wenige das Altertum aus wirklich innerer Neigung heraus studieren, und jetzt mehr Grammatik und Etymologie getrieben wird, als dass man sich in den Geist der grossen Schriftsteller und ihrer grossen Zeit versenkt. Es musste ein Mann wie Heinr. Schliemann erst jene Phantastereien zerstören, indem er an den klassischen Orten mit Schaufel und Spaten dasjenige Verständnis eröffnete, welches den Stubengelehrten leider ganz abhanden gekommen scheint. Und wenn man auch noch hie und da sich nicht entblödet, den grossen Forscher anzugreifen, welcher der Eitelkeit so vieler Geister dritten und vierten Ranges im Wege steht; gerade wie man noch immer ängstlich bemüht ist, von stubenphilologischer Seite, durch völlige Nicht-Erwähnung die naturgeschichtlichen und geographischen Forschungen eines Ernst von Bär, durch welche der Schauplatz der Odyssee sich vollkommen aufgehellt hat und auch auf diesem Gebiete dem Dichter seine Einheit zurückgegeben ist: so viel ist dennoch gewiss, die sonnenklaren Thatsachen, welche jene Forscher geliefert haben, werden dem heranwachsenden Geschlechte nicht mehr verborgen gehalten werden können, und sie werden endlich einen grossen Umschwung in unserer Anschauung erzeugen.

2.

Aber doch ist es ganz natürlich, dass in jetziger Zeit Homer der grossen Mehrzahl derer, welche ihn lesen oder leseln — man verzeihe eine Neubildung, die sehr bezeichnend sein würde — als ein loses Trümmerwerk erscheinen muss.

Da ist zunächst ein äusserer Grund: die Art wie unsere Ausgaben Homers gedruckt sind. Ich denke irgendwo in den „Wissenschaftlichen Monatsheften“ eine Vorstellung von der Kompositions-Art Homers gegeben zu haben. Möge eine kurze Hindeutung über den Gegenstand hier genügen.

Betrachten wir nämlich jene Gesänge, aus denen z. B. die Iliade zusammengesetzt ist: so finden wir in ihnen vollendete Einheiten, eine natürlich entwickelte und in allen ihren Teilen wohlbegründete (motivierte) Handlung, die wie ein einzelnes Drama kunstgerecht in sich abgerundet ist, und deshalb auch unsere Aufmerksamkeit und gemütliche Teilnahme von Anfang an fesselt und am Schlusse in herrlichster Weise befriedigt. Freilich, wir fühlen doch wieder, dass neue Ereignisse sich anreihen müssen, um manchen neu geschürzten Knoten zu lösen, gerade wie der Dichter des Gesanges schon an dessen Anfange

voraussetzt, dass wir mit dem Inhalt der vorhergehenden Gesänge bekannt sind. Denn alle jene Gesänge hängen so innig unter einander zusammen, dass die ganze Iliade doch eine Einheit ist, wie nie eine zweite wird gedichtet werden: so innig und fest, so unübertrefflich vom Anfange bis zum Schlusse hin entwickelt. Wer einmal mit Gefühl und Verständnis gelesen hat, der wird mich verstehn. Aber ein Beispiel möge die Sache erläutern.

Wenn man die „Heldenthaten des Diomedes“ (sogenanntes 5. Buch) liest, so kann einem nicht entgehen, wie gerade die Thaten der übrigen Helden den lichten Untergrund für die des Diomedes bilden müssen, und wie die Handlung immer mehr gesteigert wird, bis wir durch den milden, fast heiteren Schluss des Gesanges, nämlich durch jene Szene im Himmel, in die richtige Stimmung versetzt werden, um jenes schöne Familienbild voll empfinden zu können, welches uns in dem folgenden Gesange, genannt „Zusammenkunft des Hektor und der Andromache“ entfaltet wird. Und der erste Teil wiederum dieses Gesanges bildet eine Vorbereitung, sinniger und schöner, wie sie gar nicht gedacht werden kann. Ich meine zuerst die Szene zwischen Diomedes und dem Glaukos, durch welche wir dem bisherigen Kriegstumulte entrückt werden und zu einer ruhigen Stimmung und inneren Sammlung gelangen. Dann aber folgt erst die Szene im Hause des Paris, wo der üppige, fast orientalische Königssohn, zwar auch unter Umständen ein tapferer Streiter, aber unzuverlässig in seinem ganzen Wesen, ein unübertreffliches Gegenbild zu dem idealen Hektor bildet. Sein eigenes, geraubtes Weib achtet ihn nur gering, blickt aber mit höchster Verehrung zu dem Vorbilde aller Verteidiger des Vaterlandes, zu Hektor empor. Und nach dieser Szene erst tritt Hektor in sein eigenes Haus, empfangen von einem ihn zärtlich und eben so hoch verehrenden Weibe, und er, der schreckliche Krieger, ist zugleich der sanfte Gatte und Vater, der das kleine Büblein auf dem Arme wiegt, nachdem er den schrecklichen Helm abgelegt. Welche herrliche Entgegenstellung, und wie menschlich schön empfunden und mit vollster Seelenkenntnis gezeichnet. Wir erblicken da zwei Familien wie sie immer sein werden, so lange es Menschen gibt. In der einen gibt's nur gegenseitige Liebe, da der Mann das Muster treuster Pflichterfüllung ist, und zugleich der unübertroffene Held, der jedem Achtung abzwingt, und zumal dem weiblichen Geschlechte, welches ein so feines Gefühl hierfür hat. Im anderen Hause herrscht das Weib über einen Mann, der diese Knechtschaft verdient. — Aber, ich komme von der Sache ab: Wie diese zwei Gesänge jeder für sich eine herrliche Einheit ist, und doch beide auf das innigste zusammengehören, indem der erste zugleich als Vorbereitung auf den zweiten erscheint: so unübertrefflich schön ist die ganze Iliade gegliedert.

Aber auch die grossen Gesänge bestehn wieder aus kleineren wohl in sich abgerundeten Einheiten, welche man als die Szenen der erwähnten kleineren Dramen betrachten kann. So ist z. B. in dem „Diomedesgesang“ die Partie Il. 5, 35—83 eine prächtig gegliederte Ballade; nur dass man nicht sich allen Genuss verderben darf, indem man gleiche Verszahlen für die Strophen (die ja nicht in bestimmter Melodie gesungen wurden) herauszuklauben sucht. Die Schlüsse jener Strophen haben ganz die Eigentümlichkeit der Refrains und bringen daher ungemeines Leben in das Ganze. Ich meine

δούπησεν δὲ πεσών, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ. —
ἤριπε δ' ἐξ ὀχέων, στυγερὸς δ' ἄρα μιν σκότος εἷλεν. —
ἤριπε δὲ πρηνής, ἀράβησε δέ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ. —
γνὺξ δ' ἔριπ' οἰμώξας, θάνατος δέ μιν ἀμφεκάλυψεν. —
ἤριπε δ' ἐν κονίῃ, ψυχρὸν δ' ἕλε χαλκὸν ὀδοῦσιν. —
ἔλλαβε πορφύρεος θάνατος καὶ μοῖρα κραταίη. —

Ueber die Bedeutung solcher Schlüsse in griechischen Gedichten kann man alle Aufklärung aus dem vierten Bande meiner *Kunstformen*, Seite 603 u. f. erhalten.

Nun also, wie sind diese Verhältnisse in unsern Textausgaben ausgedrückt? Man hat die ganze Iliade in 24 Bücher zerlegt, und drückt jedes dieser Bücher als einen Brei fort, nur hin und wieder einen Vers einrückend, um eben auch die kleinen Bruchstücke der Grütze kenntlich zu machen. Und ein sehr grosser Teil dieser Einrückungen ist obendrein, einer beliebten aber jammerschlechten Schablone zu Liebe, an ganz falschen Stellen. Kann man nun mit Gefühl und Verständnis lesen? Nein, und tausendmal nein! Wenn man Schillers Tell oder irgend ein anderes Drama so drucken wollte, mit fortlaufenden Versen,

ohne irgend eine Unterscheidung der Akte und Szenen: so würde niemand sie mit Genuss und Verständnis lesen können, da man eben nicht beim Lesen die nötigen Ruhepunkte und Übersichtspunkte gewinnen könnte. Mit einem Worte: man würde auch hier zu einer stubengelehrten Empfindungslosigkeit gelangen.

Es ist doch ein Jammer, dass man nicht aufhört Kommentare zu schreiben und gelehrte Forschungen zu veröffentlichen, ohne an jenes Haupterfordernis zu denken. So bin ich auch hier in der Lage gewesen, um selbst den Homer innerlich empfinden zu lernen — denn mit grammatischen Formeln und etymologischen Aufstellungen ist blutwenig gewonnen — zunächst an eine Abschrift der Iliade zu gehn. Da stehn nun jene Gesänge als die grossen Akte, jeder mit voller Seite beginnend, jeder durch einen roten grossen Anfangsbuchstaben geschmückt; und jede Szene beginnt mit einem Zwischenraum von gegen zwei Zeilen und hat ihren grossen dicken schwarzen Anfangsbuchstaben. Und wenn ich beliebig blättere, so kann ich jede leicht kennbare Szene als ein schönes Ganze für sich lesen, und so vordringen bis zum Verständnis der grösseren Einheiten und schliesslich der ganzen Einheit.

Das nun ist ohne irgend eine auflösende Kritik. Aber würde irgend ein Verleger ein solches Buch drucken? Ich denke nicht daran, es anzubieten. Denn das Buch soll ja nur den höchsten Genuss, das höchste Verständnis eines grossen Dichters geben, und keine neuen Etymologien und grammatischen Kleinigkeiten und Spitzfindigkeiten.

3.

Der innere Grund für jene Theorien ist offenbar.

Unsere Zeit ist eine auflösende und zergliedernde, die immer mehr das Verständnis für die grossen Einheiten verloren hat. Denken wir nur an die naturgeschichtliche Philosophie, die von ganz materiellen Grundlagen aufgebaut wird. Es ist da sehr viele Wahrscheinlichkeit, ja oft auch Offensichtlichkeit. Wer sollte nicht mit Bewunderung erfüllt werden für die Fortschritte der Sternkunde, der Naturkunde, Chemie, Geognosie, Geologie? Aber wie steht es mit den Schlussfolgerungen, welche die ganz materialistischen Forscher ziehn? Sie sind aufgebaut auf unendlichen Reihen von Thatsachen — mit gänzlicher Weglassung alles dessen was den Herrn nicht in ihren Kram passt; und diese Thatsachen sind von einem durchaus einseitigen Standpunkt aus gewonnen.

Nun ist es z. B. ganz richtig, dass der menschliche Körper aus Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Kalk, Eisen u. s. w. aufgebaut ist. Aber ist das nicht auch ein Haufen Mist? Wer den Menschen als Atome und Zellen auffasst, sagt ja nichts Falsches, aber er sagt etwas, was mit der Sache gar nichts zu thun hat. Und manche der scharf ausgebildeten Systeme, z. B. das von G. Jäger, in welchem die menschliche Seele lediglich als ein Riechstoff aufgefasst wird, sind der grösste Blödsinn, der je von einem Menschen ausgesprochen ist. Ebenso steht es mit jenen fanatischen „Forschungen" Büchners, in denen er z. B., wie in seinem Werke über das Tierleben den Gedanken verficht, dass die Ameisen gar zu viel klüger und gar zu viel moralischer seien als die Menschen. Und noch viel mehr, jene Unglückseligen, welche Gott aus der Welt leugnen, setzen an seine Stelle eine gradezu endlose Reihe völlig undenkbarer Hypothesen.

Mit solchen Anschauungen nun, denn angesteckt sind wir alle mehr oder weniger von der zersetzenden materialistischen Philosophie der Jetztzeit, treten wir an das „Studium" des grossen Dichters hinan. Da suchen wir die Zellen, ja die Atome, woraus der Körper seiner grossen Gedichte besteht, — und finden natürlich dieselben kleinen Bröckel, aus denen jedes menschliche Geistesprodukt besteht oder zu bestehen scheint, während wir das Ganze nicht finden können. Wir sehen eben den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Selbst K. Lehrs konnte sich von diesen Anschauungen nicht frei machen; ja, als ich einmal in einer Abhandlung auf Homer als den bestimmten *Schriftsteller* zu sprechen kam, da zeigte er in einem seiner immer so liebenswürdigen Briefe sich fast betrübt, dass „auch ich" an einen schreibenden Homer dächte. Und so auch schrieb mir G. F. Rettig, der geniale Erforscher namentlich der sokratischen

Philosophie, noch kürzlich; „Deinem Homerprogramme sehe ich mit Spannung entgegen; es hat auch mich Mühe gekostet, mich aus der zersetzenden Kritik herauszuarbeiten ..... Wenn Euphorbos und Hektor den Patroklos töten, ist das in einem Märchen so auffallend? Wenn es nur erstaunlich und schön ist, und den Leser fesselt, so fragt der in dem märchenhaften Epos nicht lange, ist das Erzählte auch dem Verstande gemäss, sondern er gibt sich, gleichsam in eine andere Welt versetzt, ganz der Erzählung hin, und geniesst ihre Wunder."

4.

Alle jene Einzelheiten, womit die Zerbröckler Homers ihre Annahmen stützen wollen, zeugen für nichts als für eine ganz merkwürdige moderne Befangenheit und für eine wunderbare Unkenntnis der offenbarsten Thatsachen. Ich will nur einige Punkte herausgreifen, welche in den oben genannten Werken nicht erledigt sind, die aber ganz in dem Gebiete meiner Forschungen liegen.

Man spricht von der Buntscheckigkeit der Homerischen Sprache und den ganz verschiedenen Formen, welche auf weit auseinanderliegende Zeitalter zu deuten scheinen. — Da ist zuerst das Digamma, das bald erscheint, bald in demselben Worte fehlt. Hätte irgend einer der Gelehrten, welche Langes und Breites hierüber geschrieben haben, sich einmal sorgfältig prüfend die Pindarischen Gesänge angesehn, so hätte er in diesen Erscheinungen jene Gesetze des Wohllauts erkennen müssen, die ich im vierten Bande meiner Kunstformen unwiderleglich nachgewiesen habe. Nicht einmal die modernen Sprachen haben jene Einförmigkeit der Aussprache, wie sehr auch die Schulmeister seit Jahrhunderten sich bemüht haben, sie herzustellen. Man denke nur an die so verschiedene Aussprache französischer Wörter am Ende, je nachdem ein Vokal oder Konsonant folgt.

Aber weiter. Die gänzlich modern-deutsche Aussprache, womit wir die griechische Sprache misshandeln, stellt lediglich in unserer Schulpraxis und unserm eigenen Vortrage schneidende Unterschiede her, welche es gar nicht in der alten Sprache gibt.

Ich will nur an eine Einzelheit erinnern, die Aussprache der Diphthonge. Im mustergültigen Hochdeutschen giebt es nur drei Doppellauter, nämlich *au, ay, ai.* Aber statt *ay* (d. h. aü) schreiben wir fälschlich *eu* oder *äu*, z. B. *heute, Bäume,* ausgesprochen *hayte, bayme.* Ebenso schreiben wir für *ai* in den meisten Fällen ganz falsch *ei*, z. B. in den Wörtern *ein, zwei, drei,* gesprochen: *ain, tsvai, drai.*

Und nun höre man genau zu! Weil wir also das Neuhochdeutsche ganz falsch schreiben, nämlich ungefähr so wie es vor 500 Jahren gesprochen wurde: deshalb glauben wir das Altgriechische nach der jetzigen hochdeutschen ganz falschen Schreibweise aussprechen zu müssen?? Wir sprechen also das Wort ευφρων — das ich mit Fleiss ohne weitere Abzeichen hier schreibe — bei Homer bald *ay-frōn,* bald *e-y-frōn* aus. Ja freilich, das kann ja gar kein Dichter mehr sein, der ein Wort so misshandelt, um nur einen Vers fertig zu bringen: also müssen solche Verse mit grundverschiedener Aussprache auch verschiedenen Zeitaltern angehören! Denn könnte wohl ein deutscher Dichter bald *hay-te,* bald *he-u-te* aussprechen, je nachdem es in den Vers passte? Aber freilich was steht denn bei Homer? Das eine Mal ἐΰφρων, d. h *e-y-p'rōn* dreisilbig; das andere Mal εὔφρων, d. h. *ey-p'rōn* zweisilbig; wenn man den Diphthong also so spricht wie er geschrieben wird, d. h. ihn aus der schnellen Zusammensprache von *e* und *y* (d. h. *ü*) hervorgehn lässt: so wird man finden, dass ein kaum zu bemerkender Unterschied zwischen beiden Aussprachen herrscht. Und so in allen andern Fällen: wir legen durch die grundfalsche und ganz unwissenschaftliche Aussprache, die wir leider von der Universität mitbringen, und wohl auch unsererseits wieder der armen Jugend künstlich einpauken, jene tollen Unterschiede hinein, die nirgends im Texte geschrieben stehn, die uns dann aber wieder das Bild des Dichters verdunkeln und in eine Menge undeutlicher Flecke auflösen.

Und soll ich noch von der grundfalschen Aussprache der griechischen Akzente sprechen, die ihrerseits wieder eine Menge unlösbarer Rätsel erzeugt? Und ein Philologe, der die ideale Kenntnis der antiken Welt zu seinem Ziel erwählen sollte, um durch sie der modernen Zerfahrenheit entgegentreten zu können, sollte nicht die Mühe auf sich nehmen wollen, diejenige Aussprache derselben (die den Namen „Beigesang,"

das heisst προσῳδία oder *accentus,* hatten und als höhere und tiefere und doppelte Noten schon durch ihre Namen unterschieden werden), also diejenige Aussprache derselben sich anzueignen, welche einstimmig von allen alten Schriftstellern anerkannt wird, welche namentlich genau von Dionysios von Halikarnass bestimmt wird; welche ferner an Stelle ganz begriffloser Namen reine und klare Vorstellungen giebt, die scheinbaren und ungeheuren Unterschiede zwischen der Prosa und Poesie vollkommen aufhebt, und dem Schüler eine ungeheure Menge Arbeit erspart und zugleich seinen Kopf aufhellt, nicht aber seine Begriffe verdunkelt?

5.

Aber wir wollen auch hiervon einmal absehn. Wodurch ganz besonders ist der grosse Dichter dem Verständnis der modernen Gelehrten entrückt? Durch die über die Massen schlechten Wörterbücher, welche wir für das Griechische überhaupt, und so namentlich auch für Homer besitzen. Homer, der stets so naturtreu zeichnet, dass er überall die eigene lebendige Anschauung, das offene Auge, das feinste Gehör, die schärfste Beobachtungsgabe verrät: eben derselbe Homer wird zu einem elenden Phrasendrescher durch unsere Wörterbücher gestempelt. Und hier will ich denn das Geständnis ablegen, dass ich meine grosse griechische Synonymik geschrieben habe, weil mir das Herz blutete ob dieser Misshandlung des grössten aller Dichter. Und ich würde wohl noch manchen Band in Bereitschaft haben, wenn ich noch weiter Leben und Gesundheit durch so ungeheure Anstrengungen, welche neben einem an sich schon schweren Schulberufe zu ertragen wären, in Gefahr bringen wollte.

Da hat z. B. die neue Zeit eine eigentümliche Farbentheorie aufgestellt, und man hat sich vermessen, auszusprechen, ja sogar scheinbar zu beweisen, dass Homer oder die Menschen seiner Zeit allesamt farbenblind waren. Diese wegen ihrer Scharfsinnigkeit und Findigkeit angestaunten Philosophen haben die aller-einfachsten Beobachtungen versäumt, durch welche ich z. B. festgestellt habe, dass vier Wochen alte Küchlein jede Farbe ganz genau unterscheiden. Und so muss denn der Urmensch nicht bloss Orang-Utang sein: nein, er muss viel dummer, viel stumpfsinniger als junge Hühner, als Bienen, Spinnen oder beliebige andere Tiere sein! Ja freilich, das ist Stubentheorie.

Denn zunächst haben jene Menschen ein Hauptgesetz in der Entwicklung aller sprachlichen Bedeutungen nicht gekannt: nämlich der Mensch ist immer bemüht, Begriffe malerisch darzustellen, indem er übertreibende Bilder wählt; und in der weiteren Entwicklung der Sprache können diese Ausdrücke dann die ganz gewöhnlichen werden. So nennen wir z. B. das hellbraune Haar rotes Haar, obgleich es wahrlich ein ganz erstaunliches sicher noch nie dagewesenes Wunder sein würde, wenn ein Mensch die Farbe einer frisch aufgebrochenen Rose (denn das ist die wirkliche rote Farbe) in seinem Haare zeigen würde. Nun hat auch Homer es ganz genau eben so gemacht wie wir, er hat z. B. das Haar κυάνεος, d. h. stahlfarbig genannt. Das soll nun mit einem Male ein Beweis sein, dass er blau und schwarz nicht unterscheiden konnte? Und wenn wir das Haar ebenso falsch „rot" nennen, so zieht man auf unsern Farbensinn nicht dieselben Schlüsse? „Ja Bauer, das ist ganz was anders." — Nein, Homer war ein Mensch wie jeder Chinese, Neger und Indianer es auch ist, und ihm die menschliche Erkenntnis schlechthin abzusprechen, zeugt gerade nicht von gut logischer Denkungsart!

Aber so ist nun jenes ekelhafte Gewirr in unsern Wörterbüchern hinsichtlich der Farbenausdrücke, das ich im dritten Bande der griech. Synonymik habe aufzulösen versucht. Aber ich will doch noch einzelne Gesichtspunkte erwähnen. Man übersetzt also πολιὴν ἅλα τύπτον ἐρετμοῖς mit „sie schlugen das graue Meer mit den Rudern." Und als Bedeutung von πολιός giebt man überall „grau" an! Und doch hat das Wort auch in keiner einzigen Stelle jemals die im Wörterbuch angegebene Bedeutung gehabt. Homer also drischt Phrasen, weil man seine Sprache nicht kennt, nicht einmal die gewöhnlichsten Wörter! Denn nie werden graue Gegenstände im Griechischen πολιός genannt, wie z. B. die Asche, die Maus, der Kranich!

Und so werden die gewöhnlichsten Wörter jetzt erst recht mit falschen Bedeutungen angegeben, seit die Etymologie alle Köpfe erfüllt, eine Wissenschaft, die wahrlich noch erst ganz anders zu begründen wäre auf der Kenntnis der Anschauung der alten Völker, der geschichtlichen Entwicklung der Bedeutungen u. s. w. Nun aber, wenn die Buchstaben stimmen, ist man bereits fertig, während da erst das Studium angehn sollte; und leider geben persische, sanskritische, armenische u. s. w. Zitate da immer den Schein der Wissenschaftlichkeit, während doch noch nicht eine einzige Sprache wissenschaftlich ergründet ist, nach den Forderungen, die ich in meiner Synonymik aufgestellt habe. Ich habe solche Fälle in dem erwähnten Werke zahlreich nachgewiesen, und man wird z. B. bei αἴγιλιψ eine Probe finden, wohin dies ganz äusserliche Probieren führt.

Manche falsche Auffassungen kommen freilich bereits auf die klassische Zeit, ich meine die des Platon zurück. So z. B. wenn man schon damals ῥοδοδάκτυλος Ἠώς als die „rosenfingrige Morgenröte" auffasste. Aber Homer hat ebensowenig eine so wahnsinnige Vorstellung von der Gestalt der Götter, wie die späteren Griechen. Diese haben bei ihm durchaus eine ideal-menschliche Gestalt, und Sophokles urteilte in jener heiteren Unterhaltung bei einem Gastmale in Chios ganz richtig, dass ein Maler, der die Finger mit rosenroter Farbe gemalt hätte, nur hätte einen Purpurfärber abbilden können. Und nun gar, wie wahnsinnig, sich zu denken, dass die schönen roten streifenförmig gelagerten Wolken am Himmel die ungeheuren Finger der Eos gewesen wären! Ich brauche wohl kaum daran zu erinnern, dass auch dann wenn man nicht an die ursprüngliche Bedeutung des zur Wurzel ΔΙΚ, δείκνυμι gehörenden δάκτυλος denkt (eine Auffassung, die übrigens durch ein Bruchstück des Alkaios eine merkwürdige Bestätigung erhält): also auch in diesem Falle ῥοδοδάκτυλος nur mit plastischer Lebendigkeit „Rosen zeigend", d. h. Rosen zur Erscheinung bringend, heissen kann. Es ist also die Göttin, welche „den Himmel mit Rosen besät".

Aber ich spreche von einzelnen Ausdrücken; ganze Schilderungen und lang fortgeführte Darstellungen sind völlig sinnlos durch die Angaben unserer Wörterbücher. Ich habe dies z. B. in der Synonymik gezeigt bei jenen Wörtern, welche die Wörterbücher alle gleichmässig falsch übersetzen durch *klagen, jammern, wimmern, stöhnen, wehklagen* u. s. w. Wenn man nun die herrliche Schilderung Homers liest, wie auf den Achilleus die Nachricht vom Tode des Patroklos wirkt, und man vermöge der Wörterbücher aus diesem jämmerlichen Gewimmer und Geklage nicht herauskommt, nirgend aber die wahren Bedeutungen der Wörter findet: so muss man den Dichter für einen jämmerlichen Versflicker halten, und kann kaum zu einer Ahnung kommen, wie wundervoll ergreifend, ja die innerste Seele ergreifend, und wie naturtreu Homer jene Szenen dargestellt hat. Gegen einen solchen Dichterling verliert man denn auch alle Achtung, und mit seinen Schöpfungen denkt man ganz beliebig spielen zu können.

Denn hier erlaube ich mir die Frage: Haben denn jene Zerstückler Homers auch nur den Sinn einer einzigen Stelle wirklich erhellt, indem sie auf wissenschaftlichem Wege die Entwicklung der Wortbedeutungen, auf denen doch das ganze Verständnis zuletzt immer beruht, und diese selbst erschlossen? Ist aber das nicht eine dankbarere Aufgabe, als den lebendigen Leib durch tausend schmerzhafte Schnitte zu zerstören?

6.

Und nun, in einzelnen Beispielen denke ich doch hinreichend deutlich gemacht zu haben, inwiefern Homer ein Kenner der Natur und treuer Darsteller war. Er war es, insofern er auf die Seele des Hörers zu wirken verstand wie kein anderer, sie von Anfang an fesselnd, die lebhaftesten Gefühle in ihr erweckend, und in der Gliederung des Ganzen seiner Epen die schönste befriedigende Einheit festhaltend, so dass die Seele die herrlichste Befriedigung darin finden muss. Denn dieses kann nur ein wahrer Menschenkenner, und es kann ebensowenig wie irgend etwas anderes aus der „Kraft des Unbewussten" kommen. Er war es ferner, insofern er eine vollendet natürliche Sprache redete, in der nichts Blindes und Unverständliches, nichts Abgeschmacktes und Verkehrtes aufzufinden ist. Auch die Formen wählte er wirksam und schön, und also ganz ihrem Zwecke angepasst, so dass nur die gänzlich falsche Aussprache der modernen Völker

(von denen die modernen Griechen beinahe noch am erträglichsten aussprechen) diese Verhältnisse verdunkeln kann.

Und nun will ich noch einen Punkt erwähnen, nämlich die Gleichnisse. Sie sind vom Altertume her berühmt, weil sie erstens den genauen Naturkenner zeigen, der z. B. die Tiere genau so zeichnet, wie sie sind, und ebenso anschauliche Darstellungen von den übrigen Erscheinungen der Natur, wie namentlich den meteorologischen Vorgängen giebt; zweitens aber immer Szenerien angeben, die innerlich wahr sind, und so anschaulich und klar, dass sie die packendsten Gemälde schon ohne den Pinsel des Malers sind. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

Il. 11,471. Den Odysseus umdrängen die Trojaner wie Schakale um einen hochgehörnten Hirsch sich scharen, der im Waldgebirge verwundet ist; da erscheint plötzlich ein Löwe, und die Schakale fahren auseinander, jener aber zerreisst mit seinen Tatzen das edle Wild. So erscheint nun Aias, und es zerstieben die Trojaner. Man bemerke hier, wie auch sonst die Gleichnisse Homers sind: keine fortgesetzten Parallelen, sondern Übereinstimmungen nur in einzelnen Punkten, aber den wichtigsten. Doch ganz genau ist das Wesen, die Lebensart der Tiere gezeichnet, eine Szene ist gegeben, wie sie gewiss hin und wieder ganz ähnlich beobachtet wurde. Und nun das Malerische der ganzen Darstellung. Warum hat nicht ein Maler sich diese prachtvolle Idee angeeignet? In der Mitte der rings von hohen Bäumen beschatteten (σκιερός), Waldschlucht der zusammenbrechende Körper eines Hirsches, mit hochragendem Geweih (κεραός); darum gruppiert die gierig schleckernden Brandwölfe, denen zu allgemeinem Schrecken die riesige Gestalt des Löwen auf den Leib rückt, so dass sie, noch gierig dabei zum Aase zurückblickend, scheu sich duckend auseinander stieben! — Und eben so schön könnte wiederum das andere Gemälde werden, wo die Trojaner von der Heldengestalt des Odysseus scheu zurückweichen, als Aias, der hünenhafte Recke, plötzlich erscheint.

So eben sind sämtliche Gleichnisse Homers, den Kenner der Natur und den geschickten Maler sozusagen zu gleicher Zeit zeigend. Wenn wir aber hiermit manche der gefeiertsten modernen Dichter vergleichen, so fällt dieser Vergleich sehr kläglich aus. So wenn Freiligrath „Mähnen durch die Büsche flattern" lässt, und nicht ahnt, dass der Leopard ein mähnenloses Tier ist; oder wenn von den ungeheuren Fleischstücken gesprochen wird, welche eine Riesenschlange einem Tieger herausreisst, während doch bekannt genug ist, dass Schlangen gar keine Zähne zum Abbeissen haben. Und diese Unkenntnis der Natur geht bis in unsere Fabeldichtungen hinein. Man kann da bei Babrios das feinste Verständnis des Charakters der einzelnen Tiere nachweisen; und wenn ihnen die menschliche Sprache gegeben wird, so heisst das nur, die Art der tierischen Mitteilung ist in die menschliche Sprache übersetzt. So wohnt denn jenen kleinen humoristischen Erzählungen ein eigentümlicher Reiz inne. Aber wie verkehrt da auch wieder die neueren Dichter, bei denen sich z. B. „Ochs und Esel beim Spaziergang stritten um die Wette, wer die meiste Weisheit hätte", und so sehr gewöhnlich die Tiere nicht eingeführt werden in dem ihnen eigentümlichen Wesen. Und nun gar erst, wollte man die läppischen Phantasien so vieler moderner Dichter — denen im klassischen Altertume nichts zur Seite steht — durch Bilder festhalten: wie oft würde man auf reine Unmöglichkeiten stossen, wie oft auch den reinen Blödsinn, wenn nicht etwas schlimmeres erhalten. Wenn Heine z. B. behauptet, er habe so oft die steinernen Stiege geküsst, die „ihr" Fuss betreten habe: so denke man sich doch nur einmal einen Mann abgebildet, wie er an der Strasse steinerne Tritten küsst! Oder man denke an denselben Heine, wie er die heisse Stirn im nassen Sande des Nordseestrandes kühlt. Fordert das nicht geradezu auf, mit einem Rohrstockstreiche den Menschen zur Besinnung zu bringen, oder mit einem Eimer Wasser? Und nun gar, wenn Heine abgebildet wird, wie er Liebeseier brütet und die schon ausgebrochenen Küchlein um ihn herum pipen: gäbe das etwas anderes als ein Bild zu den „Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten?"

Das aber soll unsere Jugend auf dem Gymnasium lernen, die grossen Geister des Altertums zu verstehen, in ihre unübertrefflichen Werke sich zu vertiefen, um gegenüber moderner Zerfahrenheit die ewig schönen Typen der alten Welt vor Augen zu haben, nicht aber sich im Zerstören der herrlichen Werke zu üben, wie es Vandalen nur geziemen könnte. Und wenn von unsern Universitäten erst wieder dies Streben ausgehn wird; wenn man nicht mehr üben wird, an den schönsten Werken des Altertums eine

dilettantische Kritik in Ausführung zu bringen: dann wird ein festes Bollwerk gegen den alles überflutenden Materialismus gewonnen werden; dann werden der Staat und die Religion ihre wohlgerüsteten Kämpen empfangen, die ihnen verhelfen können zum Siege über die finstern Mächte der Nacht, die auflösenden Kräfte, die nichts mehr bestehen lassen wollen ausser der Willkür des Einzelnen und der glänzenden Redewendung.

Und die klassischen Wissenschaften müssen sich rüsten, diesen Kampf aufzunehmen. Sie müssen sich mit fruchtbaren und der höheren Bildung dienenden Aufgaben beschäftigen, nicht aber die gelehrte Finsternis wieder herbeirufen durch so klägliche Änderungen, wodurch man die Texte der alten Schriftsteller jetzt immer schwerer lesbar macht. Ich meine z. B. dass man *i* und *j*, ebenso *u* und *v* wieder gleich schreibt, dass man eine allen Sinn verdunkelnde, ein Lesen mit Gefühl fast unmöglich machende Interpunktion einführt; und ebenso die Dehnungszeichen, durch welche so mancher Satz auf den Fleck verständlich wird, abgeschafft hat u. s. w., u. s. w.

Möge man wieder zu dem wahren Urquell der klassischen Zeit, zu Homer zurückkommen; mit heiliger Erfurcht seine Gedichte ergründen, und sie nicht missbrauchen zu einer ganz fruchtlosen Afterkritik. So wird die heranwachsende Jugend wieder eine höhere geistige Weihe erhalten; die klassische Philologie aber wird vor dem gänzlichen Verfalle bewahrt werden, der sie bald von der Bildfläche der Unterrichtsgegenstände wegfegen würde. — Wenn ich diesen oder jenen in dieser Richtung geweckt haben sollte, so ist der Zweck dieser Zeilen, die in einem Gusse am heutigen Tage niedergeschrieben wurden, erfüllt.

Hagen i. W., den 15. Januar 1882.

Dr. J. H. Heinr. Schmidt.